

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

28

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Runert.

Frage: Wo kommt die Gesellschaft zusammen?

Antwort: Ich weiß nicht. Ein Herr kam zu mir und sagte mir, wohin ich gehen sollte. Einmal sagte er zu mir, ich sollte am nächsten Tage eine Stunde lang im Garten des Palais Royal spazieren gehen. Ich bin dorthin gegangen. Da ist er mit einem anderen großen Herrn vor mir her gegangen. Sie haben mich angesehen und dann gelacht. Der große Herr sagte mit sonderbarer Betonung: „Gut, treu auf dem Posten!“ Darnach kam ein dritter, und sie sagten: „Centurio, Sie können Ihre Leute nach Hause gehen lassen.“ Ich erinnere mich sehr gut daran.

Frage: Können Sie diese Personen wiederfinden?

Antwort: Den großen, den mit dem fremdländischen Akzent nicht, auch Herrn Centurio nicht; aber den andern; ich weiß, wohin er des abends geht.

Frage: Sie haben nichts weiter zu sagen über die Gesellschaft?

Antwort: Mein Herr, ich schwöre Ihnen, daß man mir nichts weiter gesagt hat.

Frage: Mag sein; wann haben Sie Paris verlassen? Hat man Ihnen anvertraut, um was es sich handelte?

Antwort: Nein, ich sollte in Saint-Benoît warten, bis man mich abholte.

Frage: Wann kam man?

Antwort: Gestern Morgen; es waren die Vier, die mit mir verhaftet worden sind. Sie ließen mich in einen Wagen steigen. Der Führer, den ich schon in Paris gesehen, hat drei oder vier Mal wiederholt, daß es Zeit wäre, los zu gehen. Ich habe gefragt, wohin wir gingen. Er antwortete, daß ich es erfahren würde, wenn wir angekommen wären. Da habe ich gefragt, was wir thun sollten. Er antwortete, daß ich es zur rechten Zeit sehen würde und daß ich ihn langweilte und ein Unschuldssengel wäre. Da habe ich nichts weiter gesagt. Ich hatte Furcht.

Frage: Ist der Name Rochereuil in ihrer Gegenwart von diesen Leuten ausgesprochen worden.

Antwort: Nein.

Frage: Man hat ein paar Pistolen und einen Dolch bei Ihnen gefunden. Woher hatten Sie diese Waffen?

Antwort: Man gab sie mir in Paris. Alle Mitglieder der Gesellschaft haben solche.

Frage: Sind diese Pistolen englisches Fabrikat?

Antwort: Ich weiß nicht.

Die Antwort lautete beharrlich: Nein.

Vorstehendes Verhör mit seinen Fragen und Antworten wurde verlesen. Der Angeschuldigte beharrte dabei, daß sie die Wahrheit enthielten, und unterzeichnete mit dem oben genannten Gerichtschreiber zugleich, dem die erwähnten Dolche und Pistolen anvertraut sind, damit er sie in der Kanzlei des genannten Gerichtshofes deponire.

Gezeichnet: Drault, Sinot, Géraud.

Dies, Herr Minister, ist das Verhör, dem der pp. Géraud unterzogen wurde, in seinem genauen Wortlaut. Dieser Bursche ist offenbar von sehr geringer Intelligenz, unfähig, sich zu verstellen, und es ist wahrscheinlich, daß er alles gesagt hat, was er weiß. Vielleicht kennt er die Namen eines oder mehrerer seiner Gefährten. In der instinktiven Redlichkeit, welche die Angeklagten beim Beginn einer Untersuchung zeigen, thut er, als ob er hierüber nichts weiß, um sie nicht zu kompromittiren. Aber wer einmal den Weg der Geständnisse bereitet hat, geht ihn auch bis zu Ende. Ich werde Géraud morgen zum zweiten Male verhören und ihn gewiß zwingen, seine Enthüllungen zu vervollständigen.

So unbestimmt auch die Ergebnisse dieses ersten Verhörs sind, so werden Ew. Excellenz doch bemerken, daß in Folge dieser neuen Geständnisse die Existenz der Gesellschaft von nun an für die Untersuchung feststeht. Es geht auch daraus hervor, daß in dieser infamen, gegen die Autorität Sr. Majestät des Kaisers gerichteten Verschwörung die Royalisten wiederum mit den Jakobinern unter einer Decke stecken, ein monströses

Bündniß zwischen den Anhängern des Königthums und denen, die es beseitigt haben, eine Koalition, die alle rechtlich denkenden Herzen mit Abscheu erfüllen muß! Und welchen Moment wählen diese Elenden zu ihrer Verschwörung zu einem tödtlichen Stich in den Busen des Vaterlandes? den Augenblick, da alle Kräfte des Auslandes sich vereinigen, um einen großen Mann zu stürzen, den sie aber nicht einmal erschüttern werden, den Augenblick, da barbarische Horden den heiligen Boden Frankreichs bedrohen und überfallen würden, wenn nicht der größte Heerführer aller Zeiten da wäre, um ihnen die unüberschreitbare Schranke seines Genies entgegenzusetzen.

Ew. Excellenz mögen mir diesen Erguß aufrichtiger patriotischer Entrüstung, den ich nicht zurückhalten vermochte, gnädigst verzeihen. Ich komme auf das Verhör des Géraud zurück. Es wird Ihrem Scharfsinn nicht entgangen sein, daß dieser Mensch, für den ich im Falle der Noth die Nachsicht der kaiserlichen Regierung erbitte, denn er ist mehr mitgeschleppt worden, als selbst schuldig, — daß dieser Mensch erklärt hat, im Stande zu sein, einen der Führer der Gesellschaft, dessen Gemüthsheiten er kennt, wieder zu finden. Durch diesen könnte man zweifellos zu den anderen gelangen. Ich erwarte Ihre Befehle, Herr Minister, um Géraud eventuell nach Paris zu schicken.

Was seine vier Gefährten betrifft, so halte ich sie für entschlossene Leute, und sobald man nicht ihre Identität festgestellt hat, ist es schwierig, wenn nicht unmöglich, irgend etwas aus ihnen heraus zu holen. Gegewärtig habe ich sie in der „Seimsuchung“ untergebracht und — wohlverstanden — jeden Verkehr zwischen ihnen und den übrigen Gefangenen, wie Rochereuil und Abbé Georget untersagt.

Kann ich hoffen, Herr Minister, daß Ew. Excellenz geruhen werden, mein Verhalten in dieser Angelegenheit zu billigen? Meine Fähigkeiten sind vielleicht nur schwach, aber mein Eifer ist ohne Grenzen.

Wenn Ew. Excellenz die große Güte haben würden, meine Ergebenheit und Verehrung zu den Füßen Sr. Majestät niederzulegen, würden Sie die heißesten Wünsche eines Beamten erfüllen, der bereit ist, sich für das Wohl des kaiserlichen Thrones zu opfern, und der sich nennt den ergebensten und treuesten Ihrer Diener

Drault, Untersuchungsrichter.

Telegraphische Depesche des Generalpolizei-Ministers.

Herrn Drault, Richter in Poitiers:

Instruktionen abwarten, die mit nächstem Courier kommen. Rochereuil und Konjorten streng abgeschlossen halten.

Kaiserliches Generalpolizei-Ministerium.

An Herrn Drault, Untersuchungsrichter.

Paris, im Oktober 1813.

Ew. Excellenz der Herzog von Rovigo übermitteln Herrn Drault seine Komplimente und benachrichtigen ihn, daß sein Vertrauen mißbraucht und sein Eifer irre geleitet wurde. Es hat niemals einen Posamentierwaaren-Verkäufer Namens Géraud gegeben, der in der Passage Saumon wohnte. Es hat niemals einen ehemaligen Postlieferanten Namens Loiseau gegeben. Schließlich waren alle Auskünfte, die der angebliche Géraud über die Gesellschaft der blauen Brüder gab, an höherer Stelle längst bekannt. Herr Degrange, der durch bringende Geschäfte zurückgehalten wird, kann erst in einigen Tagen in Poitiers eintreffen. Bis dahin müssen die Verdächtigen in strengster Abgeschlossenheit gehalten werden. Ew. Excellenz legt Werth darauf, daß Rochereuil vom Tage der Verhaftung ab isolirt worden ist und daß man niemand zu ihm gelassen hat, der ihn hätte benachrichtigen können. Er würde sehr unwillig sein, wenn der Herr Untersuchungsrichter diese Vorsicht unterlassen hätte. Bis zur Ankunft des Herrn Degrange möchte Herr Drault nichts unternehmen.

Im Auftrage des Ministers:

Der Kabinetsschef

Casanova.

XIX.

Juliette saß auf einem niedrigen Sessel zu Rochereuil's Füßen. Es war etwa 10 Uhr abends. Sie hielt eine Hand Pierre's in der ihrigen und sagte zu ihm:

„Küsse mich noch einmal.“
Pierre neigte sich zu ihr herab und küßte sie auf die Stirn. Sie fuhr fort:

„Du bist so gut, daß Du an Deine kleine Juliette denkst, die Dich liebt und die so sehr leidet, weil sie Dich nicht öfter sehen kann. Aber Du glaubst es ja nicht. Und dann, was geht's Dich auch an? Du denkst nur an Deine Republik. Ich werde noch eifersüchtig auf sie.“

„Ich weiß, daß Du mir ergeben bist, Juliette . . .“

„Ach, das nennst Du Ergebenheit, Du!“

„Ich fühle auch eine warme Neigung zu Dir; ich bin nirgends ruhiger und glücklicher als in diesem Zimmer.“

„Ja, ja, ich verstehe schon, Du kommst hierher, nicht weil Du mich liebst, sondern um Dich auszuruhen.“

Rochereuil fing an zu lachen.

„Mich auszuruhen?“ sagte er; „Nein, Juliette, ich versichere Dir, daß ich große Mühe hatte, heute Abend zu Dir zu gelangen. Es war draußen nicht viel heller als auf dem Grunde eines Brunnens; die Mauern sind außerdem noch immer ziemlich hoch, und die verzeuften Hausbesitzer betränzen sie mit Glascherben und zerbrochenen Flaschen. Es ist durchaus nicht bequem, da hinüber zu gelangen. Meine Hände sind ganz zerschunden.“

„Wahrhaftig, Du blutest! Hast Du Dich sehr verletzt?“

„Nein . . . es ist höchstens eine Schramme.“

Juliette stand auf; sie holte einen Streifen feiner Leinwand, um ihn um Pierre's Hand zu schlingen. Aber vorher preßte sie in einer ungestümen Bewegung ihre Lippen auf die Wunde. Es war, als wollte sie das Blut daraus saugen.

Rochereuil betrachtete sie überrascht.

„Keine Kinderei, Juliette,“ sagte er. „Setz Dich und höre mir zu, wenn es Dir möglich ist.“

„Ich werde zuhören, aber unter der Bedingung, daß Du mich dort auf dem Sessel zu Deinen Füßen und meinen Kopf auf Deinen Knien läßt. So werde ich zuhören und ganz artig sein.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Riesenhut.

Humoreske von Richard D' Monroy.

I.

Vor dem Diner war ich im Milton-Klub dem Herrn von Chastelune begegnet, der mir gesagt hatte:

„Was fangen Sie denn heut Abend an?“

„Nichts, bei der Kälte! Ich werde zu Hause bleiben und mir hübsch die Füße wärmen.“

„Da kann ich Ihnen etwas Besseres vorschlagen; einen Fauteuil zur Premiere von Gandillot's neuem Stück. Ich halte zwei Plätze bestellt für mich und meinen Schwager; der ist aber geschäftlich verhindert. Wollen Sie mitkommen?“

„Abgemacht!“

Und so fuhrn wir zusammen nach dem Boulevard du Temple. Eine Hundekälte, br! Wir kamen ins Theater, und ich setzte mich neben meinen Freund in einen Fauteuil. Eben wollte ich mit dem Opernglas das Publikum Revue passieren, als ich in die Reihe vor mir eine große, schlanke, blonde Dame treten sah, die sich gerade in dem Fauteuil vor mir niederließ. Und dabei bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß sie auf dem Kopfe eine Art Rembrandthut trug, der vorn niedergelappt und hinten wie ein Gendarmen-Dreispitz aufgetrempelt war, nur mit dem Unterschied, daß diese hintere Hälfte mit allerhand Blumen, Gemüsen, ich glaube sogar mit einigen kleinen Sträuchern sehr splendid garnirt war.

Da sie den Hut nach der neuen Mode tief in der Stirn trug, kam natürlich dieser ganze Obstgarten hinten vollends in die Höhe, so daß ich von der Bühne auch nicht mehr das geringste sehen konnte.

Das Zeichen zum Anfang wird gegeben; der Vorhang geht in die Höhe, und es beginnen die „Beiden Affozies“, gespielt von Hurteaux und Matriat, aber — wohlverstanden — sehen kann ich sie nicht, nur hören. Auf die Gefahr hin, mir eine Genickstarre zuzuziehen, beuge ich mich bald nach rechts, bald nach links. Doch ich hatte ohne die Ballonärmel meiner Blondine gerechnet, zwei richtige Balloncaptifs aus aufgeblähter Seide, die die beiden Ecken rechts und links, meine letzte Hoffnung, vollständig ausfüllten.

„Teufel!“ sage ich mit halblauter Stimme zu Chastelune, „der Hut da vorn ist recht löwend!“

Die Dame hört das, dreht sich halb um, betrachtet mich mit äußerster Beachtung, zuckt die Achseln, wobei die beiden Ballons majestätisch in die Höhe stiegen, und lächelt spöttisch. Gleichzeitig richtet sie sich in ihrem Fauteuil auf, reckt sich, und es gelingt ihr, durch dieses gymnastische Manöver den Obstgarten noch um einige Zentimeter höher zu heben. Zu meinem Freunde gewendet, fahre ich fort:

„Na! Ich hätte doch wohl besser gelhan, mir zu Hause die Füße zu wärmen, was? Von dem Stück hätte ich dabei genau ebenso viel gesehen, wie hier!“

Abermals dreht sich die Dame um und schickt mir das ironischste Lächeln von der Welt zu.

Das ist die Herausforderung in optima forma und verlangt eine Lektion. Ich füge mich also zunächst mit Geduld in mein Schicksal . . . Es kommt mir vor, als säße ich vor einem Theatrophon. Ich höre, aber ich sehe nichts. Ich komme mir vor, wie ein Blinder, den man ins Theater geführt hat. Mit einem Wort, — ein ziemlich gemischter Genuß!

Endlich ging der erste Akt unter lautem Beifall zu Ende. Alle Welt schien sich famos zu amüsiren, alle Welt, nur ich nicht! . . . Und die Dame hatte mich inzwischen von neuem mit ihrem perfiden Lächeln angeflart.

Um so höhniischer war dieses Lachen, als sie vor sich einen kleinen Menschen mit verwachsenen Schultern zu sitzen hatte, über den sie bequem hinweg sah.

Ich betrachte diesen kleinen Menschen: zerdrücktes Jacket, zweifelshafte Wäsche; der geborene Freiberger.

Ich ziehe ihn in einen Winkel und sage zu ihm mit leiser Stimme:

„Mein Herr, ich hätte ein ganz besonderes Interesse, Ihren Fauteuil Nr. 48 einzunehmen; wollen Sie mir gestatten, Ihnen den Platz für zwanzig Franks abzukaufen? Ich werde Ihnen dafür den meinigen, Nr. 92, überlassen, der allerdings etwas weniger gut ist!“

Das Gesicht des kleinen Mannes verklärt sich. Er steckt meinen Louis glücklich in die Tasche und sagt:

„Mein Herr, Sie sind außerordentlich liebenswürdig und ich nehme Ihren Vorschlag mit dem größten Vergnügen an!“

II.

Nun war ich also glücklicher Besitzer des Fauteuils Nr. 48! Mein erster Gedanke war, mich dort niederzulassen und meinen Hut auf dem Kopfe zu behalten; aber ich überlegte, daß diese Kundgebung vom Publikum mißverstanden und als Mißachtung für die Künstler gedeutet werden könnte.

Plötzlich kam mir eine tolle, aber ruppige Idee — wie gesagt, genial, aber ruppig!

Ich verließ das Theater und ging den Boulevard ein Stück hinunter, bis ich eine Modistin gefunden habe. Es war gerade an der Ecke der Rue Béranger noch ein Laden auf. Ich trat ein und bat die Verkäuferin, mir das riesigste, auffallendste, pyramidalste Exemplar eines Hutes, das sie auf Lager habe, vorzulegen. Sie öffnete einen Schrank und holte ein wahres Monument aus schwarzem Filz mit einer riesigen Samenschleife hervor; auf diesem Wand prangte zum Uebelsuß noch ein Puff von drei sehr hohen Federn!

Ich erstand den Hut: nur sechzig Franks — rein geschenkt! Dann ließ ich ihn einpacken und kehrte ins Theater zurück. Zur Bestürzung Chastelune's, der über mein Verschwinden ganz außer sich war, setzte ich mich auf Nr. 48 vor die Dame, die sich etwas unruhig hin und her bewegte. Dann holte ich meinen Revanchehut aus seiner Hülle hervor und setzte ihn mir auf den Kopf.

Ich weiß nicht, wie ich mich mit meinem langen Schnurrbart unter diesem Kopfschmuck ausgenommen habe; aber gewiß hätte eine Bombe, wäre sie ins Parket eingeschlagen, keine größere Wirkung erzielt. Man schrie, man lachte, man tobte, man trampelte, man stieg auf die Bänke, um mich besser sehen zu können.

Die meisten Herren verstanden sofort den symbolischen Sinn meines Protestes und schrien: „Bravo!“ „Er hat recht!“ „Bravo!“ während Chastelune mir sehr ärgerlich zurief: „Mensch, Sie sind ja verrückt!“

Ich aber blieb inmitten des Sturmes, den ich entfesselt hatte, unbeweglich und begnügte mich damit, von Zeit zu Zeit die Dame hinter mir verächtlich über die Schulter anzusehen.

Unglücklicherweise war die Fortsetzung der Vorstellung unter solchen Umständen unmöglich.

Was zu fürchten war, blieb nicht aus. Zwei Polizisten drangen in den Zuschauerraum und baten mich sehr höflich, diesem geistreichen Scherz ein Ende zu machen.

„Sagen Sie Madame,“ erwiderte ich mit Würde, „daß ich meinen Hut abnehmen werde, sobald sie den ihren abgenommen hat!“

Diese Antwort weckte den Enthusiasmus von seiten der Männer, heftige Schmähungen von seiten der Frauen, und inmitten dieses Lohubohu wurde ich mit meinem Riesenhut hochgehoben und von den beiden Polizisten ins Foyer getragen, wo man mir gegen das ausdrückliche Verprechen, meine Maskerade nicht zu wiederholen, meine Freiheit wiedergab.

III.

Die Dame mit dem Obstgarten sollte also triumphiren! Daß war unerhört! Trosslos! Was thun?

Während stand ich im Foyer, da fiel plötzlich mein Blick auf eine kleine Arbeiterin, die sich eben auf die obere Galerie begeben wollte. Sie trug nur einen einfachen kleinen Strohhut auf dem Kopfe, war aber mit ihrem Stumpfnäschen, ihren lachenden Augen und ihrer blonden Locke über der Stirn sehr niedlich. Ich rief sie an, bat sie höflich um Gehör und sagte:

„Mein Fräulein, wollen Sie mir gestatten, Ihnen einen ganz

neuen Gut anzubieten, den ich für drei Louis vor einer Viertelstunde erst gekauft habe?"

Dabei enthüllte ich mein Monument, bei dessen Anblick die Kleine in Ekstase gerieth.

"Und was muß ich dafür thun?" fragte sie.

"Weniger als nichts! Zuerst sollen Sie ihn sich auf den Kopf und dann sich selbst in den Fautenil Nr. 48 setzen!"

Die Verhandlung dauerte gar nicht lange. In zwei Minuten war der einfache Strohwisch durch meinen Riesenhut, der übrigens brillant saß, ersetzt, und die Kleine huschte bebend ins Parter, nachdem sie sich ihre Löcher vor dem Foyerspiegel zurecht gemacht hatte.

Die Freude des Publikums, als es meinen Gut auf einem weiblichen Kopfe wieder auftauchen sah, war einfach unbeschreiblich. Man hielt sich die Seiten vor Lachen. Und diesmal hatte die Polizei nichts zu sagen!

Ich war auf die Gallerie gestiegen, um mich des Anblicks zu erfreuen, und war wirklich gerächt! Die Dame sah gar nichts mehr und diente allen Operngläsern des Theaters als Zielscheibe. Sie wollte sich nun auch wie ich nach rechts oder links biegen, aber sie mußte schließlich auf den Kampf verzichten und unter donnerndem Applaus das Theater verlassen.

Endlich war ich Herr des Schlachtfeldes! . . .

Kleines Feuilleton.

o-d. Von der Straße. Der Kohlenzug. Die Straße zieht sich durch die einförmigen Häuser wie ein Hohlweg. Nirgends mehr leuchtet ein Licht aus den vielen Fenstern, die Häuser liegen todt und starr im weißlichen Licht des vollen Mondes, der gerade über der Straße steht, sodaß kein breiter Schatten die nächtlichen Wanderer einhüllt. Der Mondschein ist so stark, daß selbst die Gaslaternen schlanke Schatten auf das helle Pflaster werfen. Durch die graue Häuserreihe, die im Mondlicht heller wie am Tage erscheint, schlürft langsam mit schwerem, müden Gange der Nachtwächter, der den Stragen vor den Stößen des kühlen Nachtwindes hochgeschlagen hat. Ab und zu nur unterbricht er mit dem Klappern der Schlüssel, das man durch die ganze Straße hört, die nächtliche Stille. Am Ende der Straße tauchen plötzlich Lichter auf, ein Puffen und Zischen nähert sich, das von einem fortwährenden Geklingel überdönt wird. Etwas Schwarzes wälzt sich heran, über dem eine graubraune Rauchmähne flattert, in der ab und zu ein rother Feuerfchein aufleuchtet. Es rollt und rottet näher. Im Lichtschein zweier greller Lampen, die vorn von der Brust des schwarzen Antihiers leuchten, schreiten zwei Männer. In der einen Hand tragen sie eine kleine Lampe, in der andern Hand halten sie an einem Holzstiel eine Klingel, die sie unaufhörlich auf und nieder bewegen. Es sind gebückte, bärtige Gealten in schmierigen, schwarzen Kleidern; sie scheinen zu der Lokomotive zu gehören, die wenige Schritte hinter ihnen, das Pflaster erschütternd heranrollt, denn so mechanisch und gleichmäßig, wie sich die Maschine vorwärts bewegt, erheben sie ihre Klingel und lassen sie wieder fallen. Die Töne sollen warnen — und doch ist niemand auf der Straße, der gewarnt werden müßte. Nur der Nachtwächter steht an der Bordschwelle und blinzelt mit kleinen Augen hinüber nach dem Eisenbahnzug. Aber die Arme der Männer werden von der Vorchrift bewegt, die sie ebenso unsichtbar und doch so sicher regiert, wie der Hebel in der Hand des Lokomotivführers die Umdrehungen der Räder. Der Zug rollt vorbei. Auf den niedrigen Kohlenwagen leuchten die weißbesprühten Kohlen auf. Das Zischen und Puffen entfernt sich — aber durch die wieder wachsende Stille trägt der Nachwind noch die grellen Töne von dem Läuten der beiden Männer. Man glaubt sie noch lange zu sehen, wie sie, ein Stück der Maschine, im Takte die Füße vorwärts setzen und klingeln — klingeln —

— **Der Teufel im Bügelrock** in der Stephanikirche zu Goslar am Harz. Im Jahre 1719 fand sich der hochweise Rath der freien Reichsstadt Goslar veranlaßt, eine wohl ganz einzig dastehende Verfügung zu erlassen. Durch den Heimertrag einer Lotterie war es nämlich dem Pastor Trautmann gelungen, eine Renovation der Stephanikirche zu bewerkstelligen. Zugleich ließ er auch an den Thüren der Kirchenstühle Szenen aus der biblischen Geschichte malen. Den Satan stellte der Maler in einem Bügelrocke — das Tragen des Bügelrockes war bei den Frauen damals Sitte — dar, und zwar gerade am Eingange bei der kleinen Kirchenthür. Der Rath zu Goslar, dem über das Anstoß-erregende dieses Bildes Beschwerden zugegangen waren, wünschte, daß Beelzebub entweder gänzlich ausgelöscht werden oder wenigstens eine andere Kleidung bekommen sollte, weshalb er folgende Verfügung erließ: „Actum Goslariae in arietion Senatu 13. Nov. 1719. Als vorkommen, wie der in der St. Stephanikirche bisher gemachten Malerei halber, absonderlich, daß der Satan gar unbedachtam und in einem besondern Habite abgemalt allerhand Inconvenienzen daher schon entstanden; so ist dem Rathsdienere anbefohlen, dem Maler anzudeuten, bei Verlust seiner Bürgerchaft den Satan auszulöschen, und, wann er da stehen sollte, es bei dem ordentlichen, anderwärts üblichen Habite bewenden gelassen werde.“ —

Kunst.

— Eine **Böcklin-Ausstellung** soll vom 1. Dezember bis zum 15. Januar in den Räumen der Akademie der Künste, Unter den Linden 88, stattfinden. Sie wird gegen 100 Gemälde,

Skizzen und Zeichnungen des Meisters und einige hundert zum theil wenig bekannte Reproduktionen seiner Werke enthalten. —

Erziehung und Unterricht.

— Ein preussischer Schulpalast, der demnächst unter den Hammer kommen soll, befindet sich in dem Dorfe **Lautz** in der Nähe von Königsberg. Seinen Werth haben die Hausväter der Schulgemeinde auf 200 M. geschätzt. Das alte Gebäude wurde seinerzeit in Lehm aufgeführt. Die Wände sind größtentheils buckelig und die Fenster windschief geworden. Die Fensterrahmen und Rahmen sind verfault, einzelne hat man durch neue ersetzt. Die einzelnen Rahmen weisen große und kleine Scheiben in buntem Gemisch auf. In dem ersten Klassenzimmer sind die Balken zum theil ganz abgefault und vom Holzschwamm befallen, der die Schultafel nicht selten mit röllichen Sporen wie mit seinem Sand überfreut. Die Klaffendecke stürzte während der Sommerferien des vergangenen Jahres ein und wurde erneuert werden. Auch sie ist schon wieder vom Holzschwamm befallen. Im zweiten Klassenzimmer ist die alte Lehmdecke gleichfalls theilweise herabgestürzt und durch einen Bretterbelag nothdürftig reparirt. Jeder, der diesen „Schulpalast“ in Augenschein nimmt, wünscht ihm einen baldigen Untergang. —

Archäologisches.

— Zum Schutze des Parthenons. Die griechische archäologische Gesellschaft wird noch in diesem Winter mit den Arbeiten beginnen, um dem weiteren Verfall des Parthenons vorzubeugen. Soll jedoch die Ausbesserung alle durch die verschiedenen Zerstörungen verursachten Schäden ausgleichen und die Dauerhaftigkeit des gewaltigen Bauwerkes für ein weiteres Jahrhundert gewährleisten, so dürfte hierzu eine Summe von etwa 2 Millionen Mark erforderlich sein. Die englische Gesellschaft, welche die Marmorbrüche des Pentelikon gepachtet hat, er bietet sich nun zwar, einen Theil der Marmorblöcke unentgeltlich zu liefern, doch würde ohne eine unmittelbare Unterstützung des Werkes durch ausländische wissenschaftliche Gesellschaften bei der gegenwärtigen traurigen Lage Griechenlands das Unternehmen kaum zu Ende geführt werden können. Es haben daher die in Athen bestehenden vier archäologischen Gesellschaften (Deutschlands, Frankreichs, Englands und Nordamerikas) der griechischen Gesellschaft versprochen, bei ihren bezüglichen Regierungen und anderen Körperschaften um eine Unterstützung der Erneuerungsarbeiten am Parthenon nachzusuchen. —

Medizinisches.

k. Die Gefahr der Chloroform- und Aether-narkose wird in neuerer Zeit immer mehr betont. In der soeben erschienenen Nummer der „Therapeutischen Monatshefte“ ergreift zur Narkotisirungsfrage Stabsarzt Madestock (Dresden) das Wort, und seine Ausführungen sind nicht allein für die medizinische Welt von Interesse, da die Meinungen der Aerzte über die beste Narkotisirungsmethode noch stark auseinandergehen; auch für das große Publikum muß eine Aufklärung nach dieser Richtung hin von Interesse sein, da viele Menschen alljährlich in die Lage kommen, sich narkotisieren lassen zu müssen, und es für diese von Wichtigkeit ist, zu erfahren, daß sie namentlich bestimmte Krankheits-symptome oder Störungen nicht verschweigen dürfen. Der Berliner Chirurg, Prof. Gurlt, hat eine Statistik aufgestellt, nach der auf 2039 Narkotisirungen ein Todesfall kommt. Die Gefahr der Chloroformnarkose beruht aber nicht allein darauf, daß in der Narkose Herzlähmung und dadurch der Tod eintreten kann, die Chloroformnarkose kann auch, worauf nenerdings Dr. Wandler aufmerksam gemacht hat, unter Umständen eine akute Verletzung der inneren Organe, namentlich der Leber, hervorrufen. Diese Vergiftungserscheinungen führen nach 4—10 Tagen zum Tode, und man hat lange Zeit ihren Zusammenhang mit der Narkose nicht erkannt. Daher warnt Dr. Wandler, bei solchen Menschen die Chloroformnarkose in Anwendung zu bringen, die eine nicht ganz gesunde Leber haben, und sei es auch nur eine Leberstauung, eine Fettleber, einen Magentarrh mit Leberstauungserscheinungen. Auch vorhergegangene starke Blutverluste können leicht zur Ursache einer Leberverletzung nach einer Chloroformnarkose werden. Der letztere Umstand ist namentlich für Kriegschirurgen und Frauenärzte von Bedeutung. Fehlen der **Aether-narkose** manche der unangenehmen Eigenschaften der Chloroformnarkose, so ist sie doch namentlich für Lungenkranke gefährlich, und die große Menge des verdampfenden Aethers erzeugt eine nicht zu unterschätzende Feuergefahrlichkeit. Eine Narkotisirungsmethode, welche der unangenehmen Eigenschaften der Chloroform- und Aethernarkose entbehrt, ist diejenige mit einer Mischung von **Chloroform und Aether**. Diese sogenannte „österreichische“ Mischung besteht aus $\frac{2}{5}$ Gewichtstheilen Chloroform und $\frac{3}{5}$ Gewichtstheilen Aether. Die Statistik Professor Gurlt's, die derselbe für die Jahre 1895—97 aufgestellt hat, ergibt, daß diese Mischung bei weitem die gefahrloseste ist. Auch gewisse unangenehme Begleiterscheinungen, wie Erbrechen, das oft nach der Chloroformnarkose auftritt, bleiben bei Anwendung dieser österreichischen Mischung aus, weshalb Stabsarzt Madestock dieselbe den Aerzten auf das wärmste empfiehlt. —

Aus dem Thierleben.

— Ein **Ort ohne Sperlinge**. Rechtsanwalt Kolliban in Reisse veröffentlicht im „Ornitholog. Jahrbuch“ eine Abhandlung

über die von ihm im mährisch-schlesischen Gesenke veranstalteten ornithologischen Forschungen. Er theilt unter anderem mit, daß in dem 758 Meter hoch gelegenen Dorfe Reihwießen, Bezirk Freiwaldau in Oesterreich-Schlesien, trotzdem hier Getreide gebaut wird, der Sperling nicht vorkommt. —

Technisches.

— Nach einer Veröffentlichung des französischen Ministeriums der öffentlichen Arbeiten über die Eisenbahnen Europas waren Ende 1896 in Europa 256 493 Kilometer Eisenbahnen in Betrieb, d. i. eine Zunahme von 5072 Kilometer oder 2 pCt. gegen Ende 1895. Die größte Zunahme wies Oesterreich-Ungarn auf, nämlich 1300 Kilometer, wovon 304 Kilometer auf Oesterreich und 996 Kilometer auf Ungarn entfallen. Nachher kommt Deutschland mit 935 Kilometer, wovon 624 auf Preußen kommen, dann Rußland 895 Kilometer, aber ohne die Transkaukasische Bahn (1613 Kilometer) und die Transsibirische Bahn (3038 Kilometer), wovon die Hälfte eröffnet war. Vergleichsweise mit seinem Ländergebiet hat in Europa Belgien die meisten Eisenbahnen, 1960 per 1000 Quadrat-Kilometer, dann Großbritannien 1090, Deutschland und die Niederlande 880, die Schweiz 870, Frankreich 770. Die Gesamtlänge des Eisenbahnnetzes der einzelnen Länder war die folgende:

Staaten	31. Dez. 1895	31. Dez. 1896	Zunahme 1896
Deutschland	46 413	47 348	935
Oesterreich-Ungarn	30 880	32 180	1 300
Belgien	6 687	5 777	90
Dänemark	2 267	2 267	—
Spanien	12 052	12 282	230
Frankreich	40 230	40 951	721
Großbritannien und Irland	84 058	84 221	163
Griechenland	930	952	22
Italien	15 057	15 079	22
Niederlande	2 667	2 694	27
Luxemburg	435	435	—
Portugal	2 340	2 340	—
Rumänien	2 741	2 879	138
Rußland	35 323	36 218	895
Finnland	2 394	2 394	—
Serbien	540	540	—
Schweden	9 755	9 895	140
Norwegen	1 779	1 938	159
Schweiz	3 509	3 563	54
Türkei, Bulgarien und Rumelien	2 254	2 430	176
Inseln Malta, Jersey und Man	110	110	—
	251 421	256 493	5 072

Astronomisches.

t. Die Entfernung des großen Bären von der Erde. Es gehört zu den allerschwierigsten Aufgaben der Astronomie, die Entfernung von Fixsternen von der Erde oder, was dabei fast dasselbe zu bedeuten hat, von dem Sonnensystem zu bestimmen. Jede neue Bestimmung dieser Art ist daher als ein bedeutendes Ereigniß in der Wissenschaft zu betrachten, um so mehr, wenn es sich um so bekannte Fixsterne handelt wie um die des großen Bären. Es ist bereits seit einer Reihe von Jahren für die Astronomen kaum ein Zweifel mehr, daß 5 von den 6 hellen Sternen, welche dieses Sternbild zusammensetzen, trotz ihres großen Abstandes von einander, zu einem System gehören, d. h. eine gemeinsame Bewegung im Weltensraum besitzen. Es hat nun in dem letzten Hefte der „Astronomischen Nachrichten“ Höppler eine Berechnung der Entfernung dieser Sterne von unserem Sonnensystem versucht und ist auch zu einem greifbaren Ergebnis gelangt, welches nicht nur durch verschiedene Umstände besonders bekräftigt wird, sondern auch für die Astronomie eine Neuigkeit von ganz außerordentlichem Interesse darstellt. Die Entfernung von Fixsternen wird in der Weise bestimmt, daß man die Verschiebung ihres Ortes an unserem Himmel, d. h. ihre Bewegung im Verhältnis zu der Bewegung des Sonnensystems feststellt, was bisher nur bei sehr wenigen Sternen gelungen ist. Höppler hat nun unter der Annahme, daß die erwähnten sechs Sterne des großen Bären sämtlich eine Bewegung in gleicher Richtung haben, ermittelt, daß die Geschwindigkeit dieser Sterne in bezug auf die Bewegung unserer Sonne etwa $9\frac{1}{2}$ Erdbahn-Radien pro Jahr beträgt, daß also diese Sterne eine Strecke wie die von der Erde zur Sonne (20 Millionen Meilen) $9\frac{1}{2}$ mal in jedem Jahre zurücklegen. Trotz dieser fabelhaften jährlichen Geschwindigkeit von 190 Millionen Meilen erscheint uns die Bewegung dieser Sterne an unserem Himmel nur als eine außerordentlich geringe Veränderung, die überhaupt nur in langen Zeiträumen wahrgenommen werden kann; das ist nur möglich, wenn die Entfernung dieser Fixsterne von uns eine ganz außerordentlich große ist, wie man sie nach der Helligkeit dieser Sterne, die bekanntlich zu den größten unseres nördlichen Himmels gehören, garnicht vermuthen sollte. In der That hat Höppler die Entfernung dieser Sterne vom Sonnensystem auf $12\frac{1}{2}$ Millionen Erdbahn-Radien berechnet, welcher Werth in Meilen ausgedrückt einer Zahl entspricht, die hinter den Ziffern 25 noch 13 Nullen besitzt. Das Licht braucht 200 Jahre, um diese Entfernung von den Sternen des großen Bären bis auf die Erde zurückzulegen. Falls diese Sterne am Anfange des vorigen Jahrhunderts

zu grunde gegangen wären, so würden wir sie heute trotzdem noch an unserem Himmel sehen, weil wir 200 Jahre altes Licht von diesen Sternen empfangen. Auch der Abstand dieser Sterne von einander ist ein ganz außerordentlich großer, z. B. sind die beiden Sterne β und ζ des Sternbildes 14 mal soweit von einander entfernt, als der nächste Fixstern von unserer Sonne entfernt ist. Es erscheint danach garnicht mehr begreiflich, durch welche Kraft zwei soweit von einander entfernte Sterne in einer gemeinsamen Bewegung erhalten werden sollten. Die Größe und Leuchtkraft der Fixsterne des großen Bären muß eine geradezu fabelhafte sein, wenn wir sie trotz der enormen Entfernung mit solchem Glanze an unserem Abendhimmel leuchten sehen. Höppler berechnet, daß z. B. der Stern ϵ des großen Bären 40 mal soviel Licht ausstrahlen muß als der Sirius, der hellste Fixstern unseres Himmels. Der amerikanische Astronom Pickering hat übrigens für die Masse eines dieser Sterne ein Minimum berechnet, das die Masse unserer Sonne 40 mal übertrifft. —

Humoristisches.

d. g. Nächstenliebe. Gutsbesitzer von A. zum Gutsbesitzer von B.: „Haben schon gehört, Herr Baron? Komteß' Boni hat schon wieder mal neue Passion. Legt sich auf Gänsejucht.“ — Baron B.: „Neine Nächstenliebe!“ —

— Ein Partikularist. A.: „Also, Sie sind kein Liberaler und kein Ultramontaner, kein Sozialdemokrat sind Sie auch nicht, was sind Sie denn eigentlich?“

B.: „Wissen's was, i bin a Münchner, und dö's is Sach' gnuua!“ — („Simplicissimus“)

— Herbst-Verse. In den Weingegenden am Rhein werden zur Lesezeit häufig folgende, durch die Umstellung der Hauptwörter charakteristische Verse hergesagt:

„Vorig' Jahr im Handschuh,
Verlor ich meinen Herbst;
Da ging ich drei Tage finden,
Ob' ich ihn suchen konnte.
Da kam ich an einen Guck,
Da loch' ich hinein,
Da saßen drei Stühle auf ihren Herren,
Da that ich meinen Tag ab
Und sagte: Guten Hut, meine Herren,
Gebt mir ein Glas Durst,
Um meinen Wein zu füllen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Ein zehnjähriges Mädchen hat sich in Kiel in der Schwentine ertränkt, an derselben Stelle, an der vor einem Jahre seine Mutter in den Tod gegangen. Grund: Mißhandlungen von seiten des Vaters und der Pflegemutter. —

— Selbstverstümmelung. Um sich dem Dienste mit der Waffe zu entziehen, hat sich in Reisse ein Soldat mit einer Scheere das erste Glied sämtlicher Finger der linken Hand vollständig abgeschnitten. —

— Ein Steindler wurde am 10. d. M. auf der Feldmark Münchhof bei Münsterberg (Schlesien) erlegt. Er wog 2,20 Meter. —

— Auf dem Bahnhof in Pauscha riß beim Rangiren ein Güterwagen die Ecke des Stationsgebäudes weg und draug in das Bureau ein. Da die meisten Beamten schon zum Mittagessen gegangen waren, ist außer dem Materialschaden kein anderes Unglück vorgekommen. —

— In Döbeln hat ein Fabrikant seine Schwägerin mit einem Hammer erschlagen, seinen Schwager schwer verletzt und sich dann erhängt. —

— In München ist der Kulturhistoriker Niehl gestorben. Niehl war sehr vielseitig. In seiner Jugend war er Journalist, Novellist und Musik-Schriftsteller, später wurde er Professor in München und Direktor des bayerischen Nationalmuseums. Als sein Hauptwerk gilt die „Naturgeschichte des Volks“. Seine „Kulturgeschichtlichen Novellen“ werden heute noch gelesen. —

— In Kowno wurde in einer Menagerie ein junger Thierbändiger während der Vorstellung von einem Tiger zerfleischt. Unter dem Publikum brach eine Panik aus, acht Personen wurden erdrückt, mehrere schwer verwundet. —

— Venedig soll durch eine Brücke für Fußgänger und Wagenverkehr mit dem Festlande verbunden werden. Bisher war die Lagunenstadt mit dem Festlande nur durch die 1846 vollendete Eisenbahnbrücke von 3600 Meter Länge verbunden, auf der aber jeder andere Verkehr ausgeschlossen war. —

— Ein verkaufter Ehemann. Anfang Oktober wurde in St. Louis (Nordamerika) ein Straßenbahn-Kondukteur, namens Truitt, für 4000 Dollars von seiner Frau an eine Frau Stephens verkauft, die sich in ihn verliebt hatte. Er selbst ist mit dem Handel zufrieden. Das bisherige Ehepaar hatte vier Kinder. —

— Die Pest in Poona (Vorderindien) hält an. Während 48 Stunden sind 134 Erkrankungen und 94 Todesfälle vorgekommen. Auch aus den benachbarten Distrikten werden viele Pestfälle gemeldet. In den Hospitälern der Stadt Poona liegen etwa 680 an der Pest erkrankte Personen. Die Stadt ist fast völlig verlassen. —